

(Stadtbrut verboten.)

7) Die Guten von Gutenberg.

Von Hermann Kurz.

Da blühte die Wittib höhnisch auf Simon, richtete sich auf und unterbrach ihre Geschäfte:

„Meinst Du, Simon, meinst Du? Weißt Du nicht, daß die gehen müssen, die am nötigsten sind? Von den Kindern die Mutter, von den Waisen der Vater, und bei Dir ich. So ist's, Simon, und damit basta.“

Simon antwortete nicht, und die Wittib arbeitete weiter. „Ach häh,“ machte sie nur und zuckte die Achsel. Dann ging er weg. Er wollte an das alles nicht mehr denken.

Wieder stiegen die Nebel auf vom Wasser her und wieder blies der Wind scharf von Norden. Es war dies die Zeit, in welcher dem Doktor von Gutenberg fette Krübe wuchsen, aus dem Nebel heraus, Fieber, Typhus und Lungenentzündung. Ein Trost für die laue Zeit im Sommer. Auch die Grabstellen gingen da weg, und das stille Volk, das so wenig Raum braucht und dennoch solche große Lücken reißt, vermehrte sich. Und die Nase des Totengräbers karfunkelte von allem, was da Gott und die Menschen zu trinken erschufen und was ihm unter die Nase kam. Einige böse Mäuler behaupteten, er sei ein versoffener Flegel, er selbst aber sagte, dies sei eine falsche, verleumderische und dazu noch beinahe ehrenrührige Meinung. Andere Säule im Orte hätten auch nicht gerade weiße Nasen und zudem müsse er dafür sorgen, daß die Ansteckung ihm fern bleibe, dafür sei Trinken gut.

Um die Zeit im Jahre war es also, wo Doktor und Totengräber wichtige Personen sind und gute Geschäfte machen.

Da rief gegen Morgen herum die Wittib dem Simon zu sich an das Bett. Sie hatte so schöne rote Wangen wie früher einmal und in der Brust ein Stechen, als ob ein Nadelkissen drin wäre.

Der Simon wußte nur zur Genüge, was dieses Nadelkissen zu bedeuten hatte. Das war allemal die Lungenentzündung.

Er rüttelte seinen dritten Duben heraus und schickte ihn zum Doktor.

Und der Doktor gab keinen guten Bericht. „Vielleicht zwei, drei Tage, wenn es gut geht, heut nacht, wenn's schief geht,“ meinte er und ging damit selbst. Er war noch müde vom Skat spielen, Patienten besuchen und Totenscheine schreiben und erst um drei Uhr ins Bett gekommen.

Als der Doktor weg war, wollte die Wittib wissen, wie's mit ihr stehe, und sie gab nicht nach, bis der Simon ihr reinen Wein einschenkte. Sie hörte ihr Todesurteil ruhig und still an, nur warf sie einen eigenen Blick nach den Betten der Kinder.

Dann wollte sie allein sein.

Still lag die Wittib eine gute Zeit und grübelte in ihren Fiebern über die Zukunft der Kinder. Und sie wurde nicht klug und wußte nicht, was nun kommen mußte.

Da fiel ihr Blick auf den Heiland, der an der Wand bei ihrem Bette hing. Es war ein kleiner, verzehrter Heiland, weiß und rot bemalt, von der billigsten Sorte, und die Wittib bereute schon, nicht mehr Geld für einen besseren verwendet zu haben. Aber als sie darüber sann, sagte sie sich, daß, wenn er helfen wolle, es dieser kleine verhußelte Heiland gerade so gut könne wie ein teurerer.

Sie nahm den Heiland darum in beide Hände und betete inbrünstig. Betete mit wehem, zitterndem Herzen und in Angst und Schmerzen um die Kinder. An sich selbst dachte sie nicht.

So ging ihr Gebet dahin und verhallte als leise gesprochenen Worte, sobald es über die Lippen der Wittib war. Der Heiland, den sie in der Hand hielt, glogte immer mit gleich angemalten Augen auf das Weib.

Die Wittib war stark im Glauben und hoffte und haute auf ihren Gott. Ihre Wangen aber glühten immer heißer und röter und ihr Atem ging immer mühseliger und schmerzhafter. Sie aber hoffte und betete.

Als der Arzt gegen Abend wiederkam, sah er das Ende der Kranken nahen. Die Wittib wollte Gutes hören. Der Dok-

tor aber wich aus. Die Frau drängte wieder. Da sagte der Doktor, was lauds. Da verlangte die Wittib in heillosen Angst um den Pfarrer, um die Vergebung. Gott mußte helfen, und er half, sie wußte es.

Wieder lag sie allein und wieder verhallte ihr Gebet und dennoch fand ihr angstvolles Herz nicht Ruhe und die Furcht um die Kinder wurde heißer denn vorher.

So fand sie der Pfarrer, der im Messgewande mit dem schellenden Duben und den heiligen Gefäßen aufgezogen kam.

Hinter ihm drein einige Duzend Weiber, am Rosenkranze herumleiernd.

Der geistliche Herr tat mit großem Gepränge seine Handlung.

Den Heiland umklammernd, folgte die Wittib dem Pfarrer und betete inniglich und flehte um ihre Rettung für der Kinder Wohl.

Die Stube war angefüllt von Weibern und das Geplapper des heruntergeplärrten Sterbegebets tat der Wittib weh und machte ihr bang. Sie konnte kaum mehr atmen.

Da winkte sie allen zu gehen. Sie wollte allein sein und nochmals ihren Heiland ansprechen.

Und zum dritten Male war sie mit ihrem Gott allein, und heißer und inniger denn vorher ging ihr Gebet vom Munde und verhallte, und Gott war im Himmel und die Wittib auf Erden.

Da stieg ihre Not ins Unerträgliche. Schmerzen des Körpers und Qualen der Seele peinigten sie, und schon stand der Tod an der Schwelle und immer noch wehrte sich die Wittib vor ihm in Angst um der Kinder Zukunft.

Da schrie sie nach dem Doktor.

Der Dube mußte den Arzt im Wirtshaus auffuchen. Er saß beim Weine und spielte Skat, und da er Glück hatte, ärgerte ihn das alte Luder doppelt; er konnte ihr ja doch nicht helfen. Aber er mußte gehen, da ihm ja leicht im anderen Falle Vorwürfe gemacht werden konnten.

Mergerlich trat er an das Bett der Wittib:

„Was soll ich denn?“

„Helfen, Herr Doktor, helfen! Um Gottes willen helfen, Herr Doktor!“ flehte die Wittib.

Der Doktor zuckte die Achseln. „Helfen!“ Ja, wenn es könnte.

Wieder schrie das Weib um Hilfe. Sie flehte um allen Heiligen willen um Hilfe, um Hilfe.

Da kam dem Arzt eine Welle vom Herzen und tat ihm wehe, aber er zwang sich und sagte ihr, daß er nicht helfen könne, Gott solle helfen.

Da schrie sie auf.

„Gott, Gott, er will ja nicht! Er will ja nicht! Und was geschieht mit den Kindern, wenn ich nicht mehr bin?“

„Betet nochmal!“

Da betete sie zum vierten Male, und auch der Doktor betete halb mit Flüchen vermischt zu seinem Gott, daß er helfe. Aber Gott wollte nicht helfen.

Und als die Wittib sah, daß Gott und alles nichts half, da nahm sie ihren Heiland, schaute ihn lange wehmütig an und hing ihn mit letzter Kraft an die Wand beim Bette.

Sie sagte nichts, aber in der Behmut und in der Hoffnungslosigkeit ihrer letzten Handlung lag all ihr Denken und Fühlen.

In ihrer letzten Stunde hatte sie ihren Gott verloren.

Da entschloß sich der Doktor, zu lügen und der Wittib noch ein Gutes zu tun.

Er nahm die Spritze und gab ihr eine solche starke Dosis Morphium, daß sie im Traume an das Gute und mit dem Glauben an Hilfe in den Tod ging. Vom Schlafe zum Tod.

Und als er ihr die Einspritzung machte, redete er ihr Hoffnung zu und gab ihr Hoffnung.

Aber sie lag abgewandt, und nur noch einmal schaute sie zu den Betten der Kinder, und da verzerrte sich ihr Gesicht zur Grimasse. Sie wollte weinen, aber der Tod war dieweil in das Zimmer getreten und hatte den einen Arm schon um sie geschlungen.

Aber als sie noch einmal zu ihrem Heiland an der Wand aufschaute, schüttelte sie leise, kaum merkbar, das Haupt.

Nur Simon hatte das gesehen.

Dann schloß die Wittib die Augen für immer, der Tod hatte sie ganz und fachte in die Arme geschlossen und mildtätig eingewiegt zum Schlafe, der nie enden soll und immer währet.

Da begrub Simon die Mutter seines Weibes und bedachte sich, als er vom Kirchhof wegschritt, wie zu helfen wäre in seinem Hause.

Er fand aber nur den einen Weg. Seine Nette, die achtzehnjährige Jungmagd im Schlüssel, mußte nach Hause und die Last auf ihre schwachen Rinderschultern nehmen.

Es tat Simon wehe um das junge Blut. Und er sah der Zeit voraus: seine Nette wie ein Gespenst, gealtert, abgeradert und eine Frucht des Todes.

Das fremde Brot, die Liesi und der Erhard.

So kam Simons Nette, die Liesbet, nachdem sie einige Jahre seit ihrem zweiten Kommunizieren in fremden Häusern Brot gegessen hatte, wieder in das Vaterhaus zurück. Sie war dazumal in den besten Jahren, rund und jung, ein saftiges Dirnlein. Und gleich ihrem Körper war auch ihre Seele innig und verlangend nach Leben und Lust, da ihr Fleisch gesund war. —

Im Schlüssel war ihr Dienst gewesen seit Jahren. Bierzehn Jahre alt war sie damals, als sie dort hintam zum Dienen. Der Erhard, des Schlüsselwirts Sohn, war um wenige Monate früher auf dieser schönen Erde erschienen, als erst- und einziggeborener Nube des Schlüsselwirts. Die Brigitt, seine Schwester, kam ein Jahr danach und damit war der Storch im Wirtshaus zum Schlüssel in Gutemburg zu Ende mit seiner Kunst.

Die Liesi des Simon wuchs mit dem Erhard des Schlüsselwirts zusammen aus den Kinderjahren heraus in das ernste Leben hinein. Nur war ein kleines Apropos an diesem Heraudwachsen der beiden. Die Liesi tat dies und aß fremdes Brot dazu und der Erhard eigenes. Zwar bekam das Brot beiden, da der Schlüsselwirt sich an seinen Gästen rieb und Geld machte, sich daher auch gutes Brot leisten konnte. Doch ist es immer zweierlei, ob einer das Brot beim Gefinde in der Küche ißt oder drinnen in der Stube bei den Herrenleuten. Wenn das Brot auch dem Körper die gleiche Kraft gibt, ob Magd oder Herr, wenn es nur zur Genüge auf den Tisch kommt, bei der Seele des Essens ist es auf jeden Fall ein ander Ding. Wer das eigene Brot ißt, bekommt davon ein Gefühl des Selbstherrlichen in sich, während das Dienstbrot, wenn es auch nicht gerade hart im Magen liegen muß, immer das Gefühl der Abhängigkeit gibt, des Dankes oder des Neides, Grolls und Hasses, und auf alle Fälle die Ehrfurcht vor dem Brot und vielmal auch vor dem Meister, der das Brot zum Essen gibt.

(Fortsetzung folgt.)

Zum hundertsten Sterbetage Heinrich v. Kleists.

(21. November 1811/1911.)

Du Herrlicher: Nur einen Sommertag,
Nur einen hellen Sommertag hindurch
Verlasse deines Himmels goldnen Saal
Und weil als hoher Gast in unsrer Mitte . . .
Wir alle wollen jenen Dichter schauen,
Der Unvergänglichliches geschaffen hat.

In deinen Vollen zögerst du? . . . Wie . . . Lieber . . .
Die Hände hast du um die Stirn geschlagen,
Die einst die kleine grane Kugel traf.
Und nun . . . die Rechte nimmst du weg vom Haupt
Und zeigst abwehrend ihre Innensfläche
Und wendest langsam dich von uns . . .

Was soll's? . . .

Ah, nun erkenn' ich deine Schmergebärde:
Du müdest nicht zum zweitenmal verhungern
In deinem Vaterlande.

So hat Detlev v. Liliencron gesagt und gesungen. Und wahrlich: der heute nach hundert Jahren wieder herausbeschworene Schatten Kleists wird nun allerorts, wo die Gestalten seiner Dramen überdeutsche Bühnen gehen, wie ein Anläger durch seines Volkes Mitte wandeln. Vielleicht, daß es da vom Donnern seiner Worte und Gedanken erschüttert, befeuert wird. Vielleicht aber kam es auch nur, um einen zum flüchtigen Scheinwesen erweckten Dichter im Geiste vor sich tanzen zu sehen? . . . In Kleists „unmögliche Bemerkung“ über den von Jffland für sein Berliner Theater bevorzugten Pöffen-

kam lesen wir den Satz: „ . . . Geseht, die Dikktion käme auf den Einfall, die Goetheschen Stücke so zu geben, daß die Männer die Weiber- und die Weiber die Männerrollen spielten: falls irgend auf Kostime und zweckmäßige Karikatur einige Sorgfalt verwendet ist, so wette ich, man schlägt sich an der Kasse um die Villets, das Stück muß drei Wochen hintereinander wiederholt werden, und die Dikktion ist mit einemmal wieder solvent“ . . . Sonst aber zähle man Goethes Dramen, trotz ihrer Bedeutenheit, nicht zu den Kassenmagneten, bemerkt Kleist bitter.

Wie viel weniger erst fragte die Welt nach ihm selber! Ja, sie verharre in geistiger Blindheit noch lange nach seinem Tode; und erst einer späteren Zeit blieb es vorbehalten, dem Dichter den Kranz der Unsterblichkeit zu spenden.

Die Ursachen für Kleists Schicksal sind nur aus seiner Natur und seinen Zeitumständen zu erklären. Ein Hinblick auf Liliencron erleichtert solch Erkennen wesentlich. Dort wie hier das gleiche Milieu geburtsadiger Herkunft und eine auf die Offizierskarriere als Erwerbsquelle abzzielende Erziehung. Nur der Zugang zur Literatur wird von beiden anders genommen. Liliencron erwacht erst knapp vor der Schwabenaltersgrenze zum Lyriker. Kleist wird Poet in weit jüngeren Jahren. Er wird es jedoch nicht plötzlich, sondern nach mancherlei Seelenhäutungen. Schöngeistige Triebe von ausgesprochener Färbung sind in seinem Elternhause — er wurde als Sohn eines Hauptmanns zum Frankfurt a. b. Ober am 18. Oktober 1777 geboren — kaum bemerkbar. Im träumerisch-grübelhaften Gange des jungen Kleist kündigte sich doch schon etwas Besonderes an, das ihn auf eigene Wege wies. Wenn auch mit fünfzehn Jahren in die militärische Laufbahn geworfen, kann er's doch nicht über sich bringen, darin zu bleiben. Seine Abneigung gegen den Soldatenstand verschärft sich in dem Maße, wie sein Unabhängigkeitsgefühl Bewußtsein wird. Die ganze militärische Disziplin erscheint ihm als Popanzerei, als schändliches Mittel zur Verflügung, „als ein lebendiges Monument der Tyrannei“. Er entsagt also mit 22 Jahren dem Offiziersstande. Ohne heftigen Widerstreit mit seinem Vormund und seiner Familie — die Eltern waren mittlerweile gestorben — ging das zwar nicht ab. Vorläufig schükt ihn aber ein kleines Vermögen vor Elend und Wöhe; und so ist es ihm vergönnt, frei von jeder „Spekulation auf Brot“ seiner heimlich genährten Neigung zu den Wissenschaften sich hinzugeben. An der vaterstädtischen Universität betreibt er nun mit emsigem Eifer mathematische, philosophische und sprachliche Studien. Je tiefer er sich darin versenkt, desto inbrünstiger arbeitet er auf die vollkommene Ausbildung seines inneren Menschen hin. Rousseausche Glücksideale sucht er an sich fruchtlos zu machen, freies Weltbürgertum mit höchsten Persönlichkeitsrechten in sich zu vereinigen. Nicht der Verstand, nicht die trockene Vernunft, nein, die Rechte des Herzens müssen die Oberherrschafft behaupten. So ist er ganz ein Kind seiner stürmischen Zeittendenz. Und so mußte er auch an der Kantischen Philosophie verzweifeln; so sehr verzweifeln, daß er mit einem Male vor aller toten Gelehrsamkeit einen unüberwindlichen Ekel bekam, um sich nunmehr der ihn umkreisenden Welt, der lebendigen Natur aus Herz zu werfen. Sie wird sein Lehrmeister.

Bevor Kleist sich seiner ureigensten Bestimmung bewußt geworden, hat ihn seltsame Unrast vom Heimatboden hinweggetrieben. Mit einem lieben Freunde ist er nach Würzburg gepilgert. Aber die ihm hier aufgehende Erkenntnis seiner dichterischen Triebkräfte ist gleichbedeutend mit bittersten Lebenskämpfen im Hinstreben zu höchsten künstlerischen Zielen, die erst zwischen fruchtigen Siegeshoffnungen und wilden Verzweiflungskrisen gewonnen werden sollten. Auf stürmischen Wanderfahrten durch Mitteldeutschland bis nach Paris und in die Schweiz erschließt sich ihm ein Stück Welt. Hier, inmitten der Alpen, möchte er sich mit dem Rest seines Vermögens dauernd ansiedeln, um, Rousseauscher Lehren voll, in kunstschöpferisch beschwingter Einfachheit zu verharrren. Das war ja nur wieder ein kurzes Glückserträumen. Gleichwohl schossen ihm gerade während seines schweizerischen Aufenthalts die ersten kühnen Dramenkeime („Die Familie Schroffenstein“, „Robert Guiskard“) auf. Und dann kommt er nach schwerer Krankheit wieder heim. Der idealische erdenfremde Schwung hat sich seines Wesens nur noch mächtiger versichert. Alles, was mit praktischen Existenzfragen zusammenhängt, blieb ihm unsehbar. „Bücherschreiben für Geld — o nichts davon!“ ruft er abwehrend aus. Hingegen seinem Genius alles zu opfern: Braut, Standesvorurteile, jedes irdische Menschenglück, das dünkte ihm ein kleines. Weg mit allen Vorurteilen, weg mit dem Adel, weg mit dem Stande! Freilich, was soll erst achten? Sein bishen Erbteil war auf ein Nichts zusammengeschmolzen; er selber ein heim- und existenzloser Poet, angewiesen auf Schwesterliche Unterstützungen, verhelos bald hierhin bald dorthin den Wanderstab sehend; vom fiebrisch brennenden Ehrgeiz verzehrt; heute als einer der Glückseligsten sich wahnend, morgen voll Menschenverachtung, grenzenloser Verzweiflung an seiner Schöpferkraft — und brünstigem Todesverlangen . . .

Übermals nach Paris verschlagen, vernichtet Kleist alda seine Manuskripte. Dann wandert er ohne Reisepaß in der Richtung auf Boulogne zu, des Willens, mit einer übrigens unausgeführt gebliebenen französischen Expedition gegen England zu ziehen und dort irgendwo auf dem Schlachtfeld zu sterben. Indessen sollte es bei diesem wahnsinnigen Entschluß sein Bewenden haben; denn ein ihm bekannter Militärarzt besorgte ihm schließlich einen Paß,

der direkt auf Potsdam lautete. In Mainz angekommen, brach der zweifellos dem Wahnsinn nahe Dichter zusammen. Endlich von tödlicher Krankheit genesen, kam er nach reichlich halbjähriger Verschollenheit wieder bei seinen wenigen Freunden in Potsdam an, nunmehr fest entschlossen, endgültig der ehemals entzogenen Laufbahn eines preussischen Staatsdieners zuzustreben. Welch herbes Geschick! Aber es blieb keine bessere Wahl; ja, er konnte froh sein, überhaupt noch Anstellung zu erhalten. Und so finden wir ihn denn bald als Diätar bei der Domänenkammer in Königsberg. Einige Monate hindurch scheint Kleist ganz in seiner dürren Amtspflicht aufgegangen zu sein; dann aber hat ihn die Muse wieder. Er ist laut eigenem Geständnis wirklich zu nichts „anderem brauchbar“, als Poet zu sein; er dichtet, „weil er es nicht lassen kann“. Einige Novellen wirft er hin; dazu Lustspiele und Tragödien.

Im Wonnentrausch seiner wiedergewonnenen Schöpferkraft verläßt er nach Jahresfrist abermals die Stellung, mit dem Entschluß, fortan als Schriftsteller sein Dasein zu fristen. Tatsächlich befindet sich Kleist hier am Wendepunkt. Die ungestüme Genieperiode liegt hinter ihm. Ruhiger, reifer Schönheit voll, fließt die Kunst des Gestaltens. Seine sprachlich glanzvolle Erzählung: „Die Marquise von O . . .“, seine beiden Lustspiele: „Amphitryon“ und „Der zerbrochene Krug“ (schon lange zuvor in der Schweiz konzipiert, nun hier vollendet, sowie die gleichfalls in Königsberg begonnene Griechisch-Tragödie: „Penthesilea“ beweisen es. Besonders in dieser herrlich klassischen Dichtung liegt aller Glanz und Schimmer seiner Seele.

Gleichzeitig hebt hiermit für Kleist die Periode des politisch-deutschen Dichtens, Denkens und Handelns an — freilich auch wieder mit ungeheuren Drangsalen. Bis hart an den Rhein heran hatten die Wetter der französischen Revolution ihre Blitze und Donnerschläge geschleudert. Ganz Deutschland schiefte; und in Preußen ruhte es sich so wohl auf den Lorbeeren des alten Frits. Alles war morsch und faul. Napoleon stürzte den Bau. Die Schreckensstunde von Jena und Auerstädt slog zum Krankenbette des Dichters. Alles eigenen Glends vergebend, empfindet er nur noch das Anglück seiner Nation. Doch wie er schließlich aus Besorgnissen um die persönliche Sicherheit Königsberg in Gemeinschaft zweier preussischer Offiziere verläßt, um sich nach Dresden zu retten, da wird er nebst seinen Begleitern in Berlin als der Spionage verdächtig aufgegriffen und nach Frankreich transportiert. Erst nach beinahe halbjähriger Gefangenschaft kehrt er wieder zurück. In Dresden schien sich sein Geschick zum Guten wenden zu wollen. Das Jahr 1808 ist das dichterisch fruchtbarste für ihn. Seit Januar gibt er, materiell von Freunden gestützt, ein „Kunstjournal“, den „Rhöbus“ heraus, von dem er sich „Wunderdinge“ verspricht. Und in der Tat: alles lief sich gut an. Der Dichter erregte Aufmerksamkeit, ja weckte warme Anteilnahme. Man liest in öffentlichen Gesellschaften seine Lustspiele vor. Goethe bringt sogar den „zerbrochenen Krug“ in Weimar zur Aufführung. Allerdings mit schmählichem Mißerfolg, den der Dichter selber verschuldete. Und dann sieht Kleist seine Glückshoffnungen langsam zerplatzen. Am des Jahres Wende ist es auch mit dem „Rhöbus“ vorbei. Wohl hat Kleist außer zwei der glänzendsten Erzählungen („Das Erdbeben von Chile“ — „Die Verlobung in St. Domingo“) das wunderholde „Mädchen von Heilbronn“ geschaffen. Aber die geschäftlichen Mißerfolge mit samt einer unglückseligen Liebesleidenschaft haben ihm die Sinne verdüstert, ihn selber in seinem Denken und Fühlen von Grund aus verwandelt. Es ist, als ob Kleist plötzlich alle Sanftmut und Liebe vom Herzen scheuchte; als ob er im stolzen Bewußtsein eigenen Wertes die Distanz zwischen sich und der menschlichen Gesellschaft fixierte; als ob er nun unheimlich klar in die Misere zeitlicher Nöthstände hineinsähe. Ein gerütteltes Bündel hochbeträufelter und selbst vor Goethe nicht zurückgebender Epigramme schleudert er trotzig hinaus, um sein Schriftwerk gegen Verkennung und Mißachtung zu verteidigen.

Andererseits waren die furchtbaren Kriegswirren schwerlich dazu angetan, den friedlichen Wettstreit der Rufen zu schühen. Auf dem Wolke lastete das Joch des absolutistischen Regiments. Die französische Fremdherrschaft hemmte vollends jede freiere Bewegung. Gewerbe und Handel lagen brach; also auch der Kunstbetrieb und Buchhandel. Mußte sich da nicht aller Haß und Groll edler Gemüter gegen Napoleon, als den Urheber jener Zustände lehren? Und wie erst Kleist! Er sah in dem Korzen nicht bloß den Verstörer seines Daseins, sondern auch den Unterdrücker der deutschen Freiheit. Ihm und seinen Helfershelfern galt des Dichters Erbitterung, ihm sein lodrender Rachegeist! In allen Dichtungen jener Tage: im „Kindling“, vor allem in seiner Meisterhaftigkeitsnovelle „Michael Kohlhaut“, spiegeln sich die beiden Elemente deutlich erkennbar wider. Am großartigsten jedoch in seiner gleichfalls 1808 entstandenen „Hermannschlacht“. Gewaltigeres als dies Tendenzdrama ist weder vorher noch nachher gedichtet worden. Es behauptet auch insofern eine Sonderstellung, als Kleist entgegen der Einseitigkeit eines Arndt, Schöndendorff, Körner und Heinerer Sänger des Freiheitskrieges, die nur immer wieder gegen Napoleon zum Kampfe aufzufufen, gerade auch die Zämerlichkeit des deutschen Bürgertums und das verräterische Schacherspiel seiner Potentaten geißelt. Von dieser Seite aus betrachtet, ist die Hermannschlacht also weit mehr als eine chauvinistische Dichtung; sie ist ein historisch glaubwürdiges Dokument „von der Zeiten Schande“. Daraus wird beinahe erklärlich, warum das Drama erst 66 Jahre später auf die Bühne gebracht wurde. Kleist ist aber sogar

die Drucklegung verweigert geblieben; bezugleich die seiner politischen Thesen. Doppelt ergreift daher seine wehmütige Klage:

Wehe, mein Vaterland, dir! Die Leher zum Ruhm dir zu schlagen
Ist, getreu dir im Schoß, mir, deinem Dichter, verwehrt.

Der freiheitliche Zug bei Kleist ist nun keineswegs etwas Zufälliges, nur durch seine prekläre Lage Hervorgezogenes; ebenso wenig wie er es bei Schiller war. Beide waren Dramatiker aus Vorbestimmung. Beide suchten das Aufeinanderprallen mannigfaltiger Ideen und Parteien, Lust und Nöthigkeit des Kampfes; jedoch mit dem Unterschied, daß Kleist der Klarheit und der unerbittlichen Realität des äußeren Lebens noch viel näher stand. So mußte er politischer Dichter werden, weil er auch stets als Mensch und Bürger leidenschaftlichen Anteil an allen das Jahrhundert bewegenden öffentlichen Fragen genommen hatte. Ein Schritt weiter — und er wurde Publizist, Anreger neuer Ideen und Kämpfer für sie. Oder er war das eigentlich immer gewesen; denn es fällt nicht schwer, diese Behauptung aus seinen Dichtungen zu erweisen. Er plant also, währenddem ihn der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich bis auf das Schlachtfeld von Aspern und dann nach Prag geführt hat, wo er mehrere Monate verschollen bleibt, ein patriotisches Wochenblatt: „Germania“. Das Unternehmen kam zwar aus unbekanntem Ursachen nicht zustande. Aber er schreibt dafür sofort eine Reihe von Artikeln, wie wenn das Kampforgan schon da wäre.

Seit November 1809 weilt Kleist wieder in Berlin, wo nach dem Abzuge der französischen Besatzung auf eine Rückkehr geordneter Zustände sich Ausichten eröffnen zu wollen schienen. In diesen Erwartungen schrieb er den „Prinzen Friedrich von Homburg“, das reifte, doch auch das letzte seiner Dramen. Allein, er sah sich abermals in allen Hoffnungen betrogen. Niemand gab ihm Gehör, Pfand lehnte eine Aufführung des „Mädchen“-Schauspiels ab und um nicht zu verhungern, überantwortete Kleist die meisten seiner Manuskripte (Dramen und Erzählungen) für ein Spott-honorar einem Berliner Verleger, der sie dann in zwei Bänden herausbrachte. Gleichzeitig erwog er die Gründung einer Zeitung, nämlich der „Berliner Abendblätter“, die denn auch am 1. Oktober 1810 zu erscheinen begannen. Inwieweit eine politische, „christlich-deutsche“ Tischgesellschaft, der Kleist angehörte, hierbei beteiligt war, ließ sich bisher noch nicht bestimmt aufhellen. Soviel steht aber fest, daß der Dichter von seinem gleichfalls verantwortlich zeichnenden Mitherausgeber Adam Müller mißbraucht wurde. Das „gemischte“ Blatt segelte also bald im Fahrwasser frauenfeindlicher Interessenspolitik, die gegen alle liberalen wirtschaftlichen Reformen des Ministeriums Hardenberg fröndierte. So kam es, daß die Zeitung unter Zensur gestellt wurde und schon nach kaum fünfmonatigem Bestehen verschwinden mußte. Hiermit war aber auch Kleists Lebensschicksal besiegelt, das sich nun rasch einem tragischen Ende näherte. War seine schöpferische Kraft infolge einer riesigen journalistischen Tagesarbeit auch vollständig verbraucht, so betrieb er nun, aus zwingender Notlage, seine Wiedererrichtung ins preussische Heer. Der König war „gnädig“ genug, ihm für den Fall eines „etwa eintretenden Krieges“ dazu Hoffnung zu machen. Allein über dem peinvollen Abwarten geriet Kleist immer tiefer ins Glend. Er war arm wie eine Kirchenmaus, sagt sein Biograph Otto Brehm, litt Not am Unenbehrlichsten und nennt in einem Brief an Maria von Kleist sein Leben „das allerqualvollste, das je ein Mensch geführt hat“.

Noch einmal flüchtet er hilfseuchend zu seiner Schwester Ulrike nach Frankfurt. Er hat nämlich sein Wiederanstellungsdekret erhalten und sie soll ihm nun die zur Equipierung nötigen Gelder verschaffen. Ein schmerzlicher Empfang wird ihm zuteil. Aufs äußerste bestürzt über ihr heftiges Entsetzen vor seiner, wie sich wohl denken läßt, völlig verwilderten Erscheinung, kehrt er um — und zurück nach Berlin.

Sein letzter Rettungsanker ist gebrochen. Niemand fragt nach dem grenzenlos Vereinsamen, Verlassenen. Liebesverstrickung zu zwei Frauen, noch mehr die Geliebte, daß ihm „auf Erden nichts mehr zu lernen und zu erwerben übrig geblieben“ sei, greift er zur Pistole — obgleich nach dem Zeugnis Maria v. Kleists „seinem ganzen Sein und ganzer Natur Selbstmord zutwider war“ — und stürzt sich mit dem Nadeln eines Schwärmers in den Tod. Endlich hatte er in Henriette Vogel, einer jener Freundinnen, die mit ihm zu sterben bereitete Seele gefunden.

Und wenige Schritte vom Ufer des kleinen Wannsees bei Potsdam war es, am Nachmittage des 21. November, als sie heiter gleich spielenden Kinderchen in Charons schwarzen Rachen stiegen, befreit von aller Erdenqual. Zwei Denksteine bezeichnen dort die Stätte, wo Kleist begraben wurde. Sein Herz war sein Schicksal und, setzen wir hinzu: trostlos erbärmliche Zeitumstände waren sein Verhängnis. Ernst Kreowski.

Kleist-Ausgaben und Kleist-Literatur.

Kleists Werke liegen in einer ganzen Anzahl brauchbarer und billiger Ausgaben vor. In Reclams Klassikerausgaben (sieht Helios-Klassiker genannt) hat sie noch unter sorgfältiger Textkritik Eduard Grisebach besorgt (geb. 1,50 M.). Auch in den einschlägigen Klassikerausgaben großen Formats der Deutschen

Verlagsanstalt sind Kleists sämtliche Werke erschienen (mit Einleitung von Frh. Vaaber, Preis geb. 2 M.). Vortrefflich ist auch die Ausgabe des bekannten Verlags von Max Hesse (geb. 1,75 M.). Etwas teurer, aber sehr empfehlenswert ist die mit der von Wilbrandt geschriebener Biographie, ausführlichen Einleitungen und auch einer Auswahl aus den Briefen versehene Ausgabe der goldenen Klassikerbibliothek (Verlag von Bong u. Co. 2 solid gebundene Bände zu 3,50 M.). Die beste kritische Ausgabe ist die mit dem wissenschaftlichen Apparat ausgerüstete des Bibliographischen Instituts (besorgt von Erich Schmidt u. a. 5 Bände geb. 10 M.). In dieser sind auch sämtliche Briefe enthalten. Eine Auswahl der Briefe veranstaltete Ernst Schur (Heinrich von Kleist in seinen Briefen, eine Charakterisierung seines Lebens und Schaffens, Schillerbuchhandlung Charlottenburg, geb. 2 M., geb. 3 M.). Kleists Briefe geben nicht nur den besten Einblick in seine stürmischen Kämpfe und Entwicklung, sie sind nicht nur der beste Kommentar zu seinem heißglühenden Leben, sie sind auch, wie der Herausgeber mit Recht bemerkt, selbst Schöpfungen, sie sind ein Teil seines Wesens. „Sie bieten uns Ersatz für den verlorengegangenen Roman, dem Kleist den Titel geben wollte: Geschichte meiner Seele.“

Nachdem die Kleistforschung in den letzten zehn Jahren mit spürbarem Eifer in richtiger Mauthurfsarbeit, vielfach feinkrämerisch und hypothesenmäßig am Werke gewesen ist, kann jetzt weiter mit gutem Recht eine umfassende Gesamtdarstellung seines Lebens und Schaffens versucht werden. Sowohl Otto Brahm, der schon vor 25 Jahren als Schererschüler eine Preischrift über Kleist verfaßt hatte, wie Wilhelm Herzog, der sich als Kleistforscher und Herausgeber betätigt hat, haben sich dieser Aufgabe unterzogen. Der Leiter des Lessingtheaters hat seine frühere Arbeit bedeutend erweitert und umgestaltet zu einer 435 Seiten starken Biographie (Das Leben Heinrichs von Kleist, Verlag von E. Fleischel u. Co. 6 M.). Sie ist wissenschaftlich-objektiv. Mit größerer Wärme, mit einer zum Miterleben zwingenden Anteilnahme hat Herzog den Menschen und Dichter, dessen Leben ein ewiger Kampf, und dessen Schaffen ein Ringen nach dem Höchsten war, darzustellen verstanden. (Heinrich v. Kleist, sein Leben und sein Werk. E. S. Wedsche Verlagsbuchhandlung. In Weinwand 7,50 M., in Halbfranz 10 M.) Diese Biographie, ein Seitenstück zu den großen Goethe- und Schillerbiographien des gleichen Verlages, will Kleists Leben in Wechselwirkung mit seiner Kunst vorführen und das Problem seiner Persönlichkeit, seines Schicksals, seiner Tragik analysieren — ohne Aufwendung philologischer Pompes.

Den Künstler Kleist wird nur eine longinale Natur voll würdigen können, dieser Aufgabe war unter allen Darstellern, Biographen usw. keiner ganz gewachsen. Glücklicherweise bedarf Kleist dieser Vermittlerrolle am wenigsten. Seine Werke sprechen und zeugen für sich selber, sie sind heute lebendiger denn vor 100 Jahren und harren nur empfänglicher Sinne und Herzen.

Kleines feuilleton.

Schutzparks für wilde Tiere. Der gänzlich sinnlose oder nur auf die Wahrnehmung eines vorübergehenden Vorteils bedachte Vernichtungskampf des Menschen gegen die freilebende Tierwelt hat schon zur Ausrottung manchen harmlosen Geschöpfes geführt, das schon der Merkwürdigkeit wegen hätte erhalten bleiben sollen. Erst in der allerneuesten Zeit ist man in dieser Hinsicht vernünftiger geworden und hat in mehreren Gebieten Maßregeln zum Schutz von Tieren ergriffen. Auch in den deutschen Kolonien sind bereits einige Gebiete abgesteckt worden, in denen die Tiere einschließlich der Raubtiere Schonung genießen sollen. Der Mensch darf sich heute wohl stark genug fühlen, die völlige Ausrottung auch solcher gefährlichen Wesen wie der Löwen, Tiger und dergleichen nicht anzustreben. Nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für das Verhältnis des Menschen zur Natur ist es ein Schaden, wenn die Tierwelt durch das völlige Aussterben ansehnlicher Arten verarmt. Es ist daher anzuerkennen, daß in einem Erdgebiet, das noch einen ungewöhnlich großen Reichtum an unberührten Ländereien und an einer dementsprechend zahlreichen und mannigfaltigen Tierbevölkerung aufzuweisen hat, jetzt gleichfalls die Aussicht auf einen verständigen Tierschutz eröffnet worden ist, nämlich in Kanada.

Seit einem Jahr besteht dort ein Staatsausschuß für die Erhaltung von Naturstätten, und vor diesem hat Herr Wood einen Vortrag gehalten, worin er die Einrichtung von Schutzparks dringend befürwortet. Er wies darauf hin, daß die größten und schönsten Formen des Tierlebens am meisten unter den Menschen leiden, indem Elefanten und Wale, Löwen und Adler ausgerottet werden, während Ratten und Fliegen und ähnliches Geschmeiß unbermindert fortbestehen. Säugetiere und Vögel werden noch immer weit schneller getötet, als sie sich fortpflanzen können, sodas eine dauernde Abnahme unvermeidlich ist. Es ist aber schlechthin als eine Schande für den Menschen zu bezeichnen, daß er in möglichst kurzer Zeit eine Schöpfung vernichtet, zu deren Entwicklung die Natur viele Tausende von Jahren gebraucht hat. Es genügt nicht, viele zoologische Gärten anzulegen, in denen die Tiere doch nur etwas besser oder schlechter

vegetieren können. Das sichert den großen Tierarten nicht den Bestand. Es gibt ja auch glücklicherweise schon eine ganze Anzahl von Schutzgebieten, besonders in den Vereinigten Staaten mit ihren großen Nationalparks. Sie erstrecken sich aber auch auf die Schonung einzelner Tiere wie der Seelöwen in Kalifornien oder um ein näher liegendes Beispiel zu nennen, des Steinbocks in Spanien. Einige Anlagen dieser Art sind auch in Kanada bereits getroffen worden, unter denen der Rocky-Mountains-Park die größte ist und schon als eine Sebenswürdigkeit ersten Ranges anerkannt wird. Der Vorschlag von Wood geht dahin, die Halbinsel Labrador zu einem großen Tierchutzgebiet zu machen, das er zu diesem Zweck als das Beste in der Welt bezeichnet. Labrador ist nicht so schlimm wie sein Ruf und gewährt Tieren, die nicht zu empfindlich sind, treffliche Lebensbedingungen. Namentlich ist eine große Mannigfaltigkeit der Natur vorhanden. Damit ist eine Erklärung gegeben für die tatsächlich verblüffend mannigfache Tierwelt dieses verschüenen Tafellandes. Ueber 200 Vogelarten sind aus Labrador bereits bekannt, Land- und Seeäugetiere in erstaunlicher Fülle vorhanden, und es handelt sich nur darum, ihnen den Schutz zu gewähren, den sie trotz der geringen Bevölkerung des Landes brauchen.

Handwirtschaft.

Einige billige Fleischgerichte lassen sich aus Rinderherz herstellen, das zum Preise von 40 bis 50 Pf. per Pfund im ganzen und geteilt verkauft wird. Das Fleisch des Herzes ist eiweißreicher und folglich nahrhafter als irgendein anderer Teil des Tierkörpers. Als quergestreifter Muskel ist es jedoch von ziemlich derber Beschaffenheit und bedarf einer längeren Bereitungszeit als andere Fleischstücke. Auf 3½ bis 4 Stunden Kochdauer muß man mindestens rechnen. Rinderherz gibt kräftige Suppen und wohlschmeckende Schmorgerichte. Man kauft es aufgeschritten, da es dann von der oft nicht unbedeutlichen Menge geronnenen Blutes befreit ist, die man im geschlossenen Herzen mitzählen muß.

Schmortes Rinderherz. Ein junges Ochsenherz wird gewaschen, von allzu reichlichem Fett nach Belieben befreit und in eine Marinade gelegt, zu der man Buttermilch oder saure Milch, sowie auch beim Aufkochen zusammengelaufene Milch verwenden kann. Gut ist auch eine Marinade von mildem Essig, der kochend über das Fleisch gegossen wird. Die Milchsäure sowohl wie die Essigsäure konservieren das Fleisch, machen es zarter und geben ihm gleichzeitig einen angenehmen Wildgeschmack. Einige zerquetschte Wachholzbeeren, eine Zwiebel, Gewürz und ein Lorbeerblatt werden der Marinade beigegeben. Je nach der Bitterung bleibt das Herz 3 bis 5 Tage in der Flüssigkeit liegen, in der es wiederholt umgewendet wird. Zum Gebrauch nimmt man es heraus, trocknet es ab, durchzieht es, wenn man will, noch mit biden Speckfäden, die in Pfeffer und Salz gewälzt wurden, salzt und bestäubt es mit Mehl, und bratet es in Fett von allen Seiten an. Nach Bedarf wird von der Marinade zugegossen; auch kann Suppengrün hinzugefügt werden. So schmort man das Fleisch in 3¼ bis 4 Stunden weich. Hat man Essig zur Marinade verwendet, so koste man die Sauce ¼ bis ½ Stunde vor dem Anrichten. Schmeckt sie ausgesprochen säuerlich, so füge man eine Messerspitze doppeltsohlenfauren Natrons hinzu, um die Säure zu binden. Die Sauce wird mit Kartoffelmehl, das in Wasser klar gerührt wurde, feimig gekocht und durch ein Sieb gestrichen. Zu diesem Gericht paßt Kartoffelbrei besonders gut.

Lungenhaschee läßt sich am billigsten bereiten aus Herz und Lunge vom Rind, die ebenfalls pfundweise verkauft wird. Das Herz wird in gesalzenem Wasser 2 Stunden gekocht, dann fügt man die Lunge, Suppengrün, Zwiebel und Gewürz hinzu und läßt alles zusammen weichkochen. Das Fleisch wird fein gehackt. Feingehackte Zwiebel läßt man in Fett ein wenig schmelzen, rührt Mehl hinein und gießt, wenn es glatt ist, so viel von der Brühe hinzu, daß eine dicke Sauce entsteht, in der das gehackte Fleisch noch eine Weile saft schmoren muß. Nun kann man das Gericht entweder nach süddeutscher Art säuerlich abschmecken oder aber — wie es in Norddeutschland Brauch ist — ihm durch Majoran, Petersilie, Pfeffer und wenig Muskatnuß einen herzhaften Geschmack geben.

Gulasch von Rinderherz. Das Herz wird in gesalzenem Wasser fast weich gekocht. Würfelig geschnittener Speck wird ausgetrieben. Das in Würfel geschnittene und in Mehl gewälzte Rinderherz wird in dem Speckfett von allen Seiten angebräunt. Man fügt reichlich Zwiebelringe, etwas Paprika, Kochlöffel und Majoran hinzu und gießt so viel Brühe auf das Fleisch, daß es knapp davon bedeckt ist. So läßt man es unter gelegentlichem Nachgießen von Brühe weich schmoren. In der letzten halben Stunde kann man rohe Kartoffelscheiben mit dem Fleisch zusammen gar dünsten lassen. Will man dies nicht, so bestäubt man das Gulasch, falls es nicht feimig genug sein sollte, mit Mehl, läßt dies gehörig durchkochen und reicht Macaroni oder Nudeln oder Polenta dazu. Benutzt man die Kochliste bei der Herstellung von Rinderherz, so tut man gut, das Fleisch abends eine halbe Stunde vorzukochen, über Nacht in die Kiste zu geben und anderen Tages herzurichten.

m. kt.